

dtv

Als Joseph Day, ein puritanisch erzogener junger Mann »aus den Bergen« zum Studium nach Virginia kommt, fordert er mit seinem religiösem Eifer und seiner sexuellen Unerfahrenheit einige Mitstudenten zu einem verhängnisvollen Streich heraus. Moira, eine sinnliche junge Frau, die bezeichnenderweise den Namen der griechischen Schicksalsgöttin trägt, erklärt sich bereit, die Rolle der Verführerin zu übernehmen. Aus dem Spiel wird jedoch tödlicher Ernst.

Hinter der scheinbar realistischen Darstellung des Geschehens verbirgt sich eine motivreiche, sich zuspitzende Geschichte, die von Angst und Hilflosigkeit, von Trieb und Gewalt erzählt. Julien Green hielt diesen 1950 erschienenen Roman für sein gelungenstes Werk.

*Julien Green* wurde 1900 als Sohn amerikanischer Eltern in Paris geboren. Er wuchs zweisprachig auf und wurde protestantisch erzogen. 1916 konvertierte er zum Katholizismus. Mit siebzehn Dienst als Sanitäter an der Front. 1919–22 studierte er in Charlottesville/Virginia Philologie. Seit 1922 wieder in Paris. Bereits mit seinem dritten Roman, ›Leviathan‹ (1929, dtv 12384), erlangte er Weltruhm. 1940–45 Emigrant in Amerika. 1971 Mitglied der Académie française. Er starb 1998 in Paris. Alle Hauptwerke von Julien Green sind bei dtv erschienen.

Julien Green

Moira

Roman

Aus dem Französischen  
von Georg Goyert

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titel der Originalausgabe:  
»Moir« (Paris 1950)

Neuausgabe September 2006  
Veröffentlicht im Juli 1991 im  
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags  
© 1950 Julien Green  
© 1989 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Carl Hanser Verlag, München · Wien  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer  
unter Verwendung eines Gemäldes von Theo van Rysselberghe  
(Christie's Images Ltd. 1986)  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany  
ISBN-13: 978-3-423-13494-1  
ISBN-10: 3-423-13494-1

# Erster Teil



Seit einem Augenblick rührten sie sich nicht, standen ein paar Schritte voneinander entfernt, und Frau Dare tat so, als läse sie den Brief, den er ihr übergeben hatte; aber schon seit mehreren Sekunden wußte sie, was das Dokument enthielt, und nun beobachtete sie mit einem Seitenblick den Neuangekommenen. Ohne zu wissen weshalb, scheute sie sich, ihm offen ins Gesicht zu sehen. »Jedenfalls«, sagte sie sich zu ihrer eigenen Beruhigung, »sieht er ganz anständig aus.«

Sie betrachtete sein Gesicht von der Seite, auf das die Sonnenstrahlen fielen, die durch die Blätter der Bäume in das Zimmer glitten, und gegen ihren Willen fand sie ihn schön, wenn er auch rothaarig war. Sein flammend rotes Haar verwirrte sie und auch seine milchweiße Gesichtsfarbe, und sie beherrschte sich, damit er nicht den Widerwillen merkte, den er ihr einflößte. Daß er schwarze Augen hatte, erkannte sie nicht gleich. Er war groß, und der dunkle Anzug, der seinen langen Körper umgab, schien nicht für ihn gearbeitet. Er hatte die Arme verschränkt und sah herausfordernd hinaus auf die Straße. Zu seinen Füßen stand eine gelbe Reisetasche, deren Leder hier und da geplatzt war. Sie war derartig vollgestopft, daß sie fast einer Kugel glich. Dann änderte er seine Haltung, streckte eine große Hand nach der Tasche aus und verrückte sie geräuschlos um ein paar Zentimeter. Er richtete sich wieder auf und steckte die Fingerspitzen in die Jackentaschen. Sein Blick war in die Ferne gerichtet.

Vielleicht merkte er, daß er beobachtet wurde. Er ließ ein paar Minuten verstreichen, dann wagte er einen raschen Blick nach Frau Dare, die immer noch las. Als hätte das lange Warten ihn dazu berechtigt, blickte er nun kühner um sich.

Das Zimmer war niedrig, und die Wände waren mit einer verblaßten Tapete bedeckt, die ins Gelbliche

spielte. In der Nähe des Fensters standen sich zwei Schaukelstühle gegenüber. Sie waren durch einen kleinen Teppich voneinander getrennt, dessen blaue und malvenfarbene Wolle verblichen war. Ein runder, gestrichener Holztisch trug eine große Pflanze mit kräftigen und glänzenden Blättern. Sie bildete den Hauptschmuck des kleinen Salons. In einer Ecke stand ein Klavier, und auf dem Notenpult ein Album mit Schlagern, deren fettgedruckte Titel wie gemeines Lachen wirkten. Der junge Mann wandte den Kopf ab. »Das ist die Universität«, dachte er. »Auf der Universität ist es nun mal so.« Zu Hause, bei seinen Eltern, wurde das Klavier nur sonntags benutzt, wenn man die Kirchenlieder sang. Die ganze Woche über bedeckte ein langer Streifen aus olivenfarbenem Tuch die Tasten.

Wieder verging einige Zeit, ohne daß etwas verriet, ob Frau Dare den Brief zu Ende gelesen hatte, denn sie hielt ihn immer noch in ihren mageren Fingern und rührte sich nicht. »Ich kann ihn doch seiner roten Haare wegen nicht fortschicken«, sagte sie sich. Sie betrachtete seine staubigen Schuhe und vermutete, daß er zu Fuß vom Bahnhof gekommen war, um zu sparen. Wieder fragte sie sich: »Ob er wohl riecht? Rothaarige haben oft einen scharfen Geruch. Das könnte ich nicht ertragen. Bisher habe ich noch nichts gerochen.«

Plötzlich faltete sie den Brief und steckte ihn wieder in den Umschlag.

»Sie wissen ja wohl, was in dem Brief steht, Herr Day?« sagte sie.

»Ja«, erwiderte er, »ich habe ihn nach dem Diktat meines Vaters geschrieben.«

Seine Stimme klang etwas dumpf, sie war gleichzeitig heiser und sanft.

Er erläuterte:

»Mein Vater ist blind.«

Frau Dare hob die Augenbrauen. Weder jung noch alt, hager und aufrecht in ihrem weißblühten grauen

Kleid, mit flachen, rotgeschminkten Backen und dem schwarzen, nach hinten gezogenen Haar hatte sie einen zu großen Mund und eine zu spitze Nase, um hübsch zu sein; aber der junge Mann glaubte, daß sie sich für schön hielt, denn sonst hätte sie sich sicher nicht so geschminkt. Er mochte ihre hellen Augen nicht, die ihn fast schamlos betrachteten und ihm in den Schädel zu dringen schienen; man hätte glauben können, daß die schwarze und böartige Pupille, die in der Mitte der hellblauen Iris wie ein kleineres Auge aussah, ihn an die Wand nagelte.

»Blind«, wiederholte sie wie ein Echo.

Einem plötzlichen Impuls gehorchend, wandte sie sich um.

»Folgen Sie mir«, sagte sie, »ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen.«

Sie gingen nach oben. Die Treppenstufen ächzten unter ihren Schritten, und eine der Stufen machte einen Lärm, als würde mit einer Peitsche geknallt.

Jetzt standen sie in dem hellen, kahlen Zimmer, und der junge Mann blickte um sich. Ein Arbeitstisch stand zwischen dem flachen Kamin und dem vorhanglosen Fenster, und das Metallbett, das seltsam schräg stand, gestattete nicht, daß man die Tür ganz öffnete. In einer Ecke schien sich ein Strohstuhl mit einem Schaukelstuhl zu unterhalten, auf dessen Armlehnen ein Brett lag, das als Pult dienen konnte. Kein Stückchen Teppich bedeckte den Fußboden, dessen schwarze Farbe stellenweise abgetreten war und so von der Tür bis zum Fenster eine Art Spur zog. Aber so ärmlich die Ausstattung auch war, sie wurde reich durch das viele Licht, das durch die Bäume fiel und Wände und Decke rosa färbte. Der amerikanische Herbst färbte mit seinen kräftigen Farben die Sykomoren, die am Rande der Straße standen, von dunkel violett bis zu rot und kupfergelb.

»Herrlich«, murmelte der junge Mann. In Betrachtung all dieses Goldes versunken.

Frau Dare ließ ein paar Sekunden vergehen. Dann sagte sie, als machte sie eine vertrauliche Mitteilung: »Die Toilette befindet sich am Ende des Flurs, rechts.«

Er schwieg schamhaft, mit einer linkischen Bewegung stellte er die Reisetasche vor sich hin, und da er nicht wußte, wohin mit den Armen, verschränkte er sie wieder.

»Ich habe Sie noch gar nicht gefragt, woher Sie kommen«, sagte Frau Dare.

Er nannte eine kleine Stadt in einem Nachbarstaat.

»Ah«, sagte sie mit leichtem Lächeln, »aus den Bergen.«

»Ja, aus den Bergen.«

Er sagte diese Worte in so hartem Ton, daß die Hausherrin die Brauen hochzog.

»Wenn ich richtig verstanden habe«, fuhr sie fort, »sind Sie achtzehn Jahre alt.«

»Ja, achtzehn Jahre«, antwortete der junge Mann.

Sie ging zum Bett und warf einen schnellen Blick auf das Bettzeug.

»Wenn Sie etwas brauchen, lassen Sie es mich durch das Mädchen wissen. Sieh da, Moira hat ihr Zigarettentui vergessen.«

Ihre lange Hand nahm vom Kopfkissen eine Dose aus schwarzem Metall, die sie sofort öffnete.

»Haben Sie vielleicht ein Streichholz?« fragte sie und hob eine Zigarette an den Mund.

Als hätte ihn jemand bei den Schultern gepackt, drehte er sich um. Eine plötzliche Röte überzog seine Stirn.

»Was haben Sie denn?« fragte Frau Dare. »Rauchen in Ihrer Heimat die Frauen nicht?«

Er antwortete nicht gleich.

»Ich habe keine Streichhölzer«, sagte er schließlich. »Ich rauche nicht.«

»Sie mögen nicht, daß Frauen rauchen?«

Sie stand jetzt so dicht neben ihm, daß er unter der Schminke, die ihn empörte, ihre körnige Haut sah, und

er merkte, daß sie unmerklich den Kopf vorbeugte und die Luft in die Nase zog.

»Nein«, sagte er und richtete sich auf.

Sie lachte laut. Ihr Lachen klang wie eine Reihe von Schreien.

»Junger Mann«, sagte sie, während sie zur Tür ging, »ich weiß nicht, was man Ihnen in den Bergen beigebracht hat. Hier werden Sie auf jeden Fall noch allerlei lernen müssen.«

Wieder rötete sich sein Gesicht, aber er rührte sich nicht. Bald vernahm er Frau Dares Absätze mit einer Art Hochmut auf den Stufen knallen, und als sie das Ende der Treppe erreicht hatte, zerriß das gleiche Lachen wie eben die drückende Schwüle des Nachmittags.

2

Als er allein war, öffnete er die Tasche, entnahm ihr die Kleidungsstücke, die er in den Schrank hängte, und ein paar zerfledderte Bücher, die er in einer Reihe auf dem Kamin aufstellte. Die Fotografie seiner Eltern fand ihren Platz auf dem Tisch. Da er nicht wußte, wohin mit der Leibwäsche, ließ er sie in der Tasche, die er unter das Bett schob.

Nun war alles in Ordnung. Er fühlte sich ruhiger, fast glücklich, und ihm kam der Gedanke, an seine Eltern zu schreiben, um ihnen von seiner Reise zu erzählen und sein Zimmer zu schildern. Nachdem er einen Augenblick lang die beiden Gesichter betrachtet hatte, die ihn aus dem Lederrahmen heraus ansahen, zog er mit dem Bleistift einige Linien am oberen Rand eines Blattes Papier, aber dann gab er das gleich wieder auf: Was sollte er von dem Empfang berichten, der ihm zuteil geworden war? Vielleicht war es besser, von

Frau Dare und ihrer Zigarette nichts zu erwähnen. Seine Eltern würden das nicht verstehen und sich nur beunruhigen. Und wenn sie erfuhren, daß Frau Dare sich schminkte . . . Er legte den Bleistift auf den Tisch. Es ärgerte ihn, daß er nicht alles sagen konnte, daß er etwas verheimlichen mußte, denn einen Teil der Wahrheit mußte er verbergen. Weshalb hatte diese Frau so zu ihm gesprochen? Und weshalb hatte sie gelacht? Gewiß hätte er liebenswürdiger sein können, aber dieses geschminkte Gesicht war ihm furchtbar erschienen. In seiner Heimat sprach ein anständiger Junge nicht mit einer geschminkten Frau, und die hier war ange-  
malt wie eine Dirne.

Er wußte nicht, was er tun sollte. Er stand vom Tisch auf, ging zum Bett und dann zum Fenster. Kein Hauch bewegte die großen Blätter aus Gold und Purpur; die feuchte und drückende Luft schien auf der Haut zu kleben. Der junge Mann zog seinen Rock aus, band die Krawatte los und öffnete den Hemdkragen. Mit seinen ernstesten Augen betrachtete er die kleine Straße, durch die ein alter Neger einen Karren mit Wassermelonen zog, während er seine Ware mit melancholischer Stimme ausrief: »Vielleicht ist sie mir begegnet, damit ich sie rette«, dachte Joseph plötzlich.

In diesem Augenblick betrat jemand das Zimmer, dessen Tür offengeblieben war, und stellte sich neben ihn.

»Viel Farbe in dem Bild: der alte Schwarze in seinen hellblauen Lumpen, die dicken, dunkelgrünen Früchte, die wie emailliert aussehen, und in den Bäumen diese Feuerfarbe. Das ist ganz der alte Süden, mit dem man uns in den Ohren liegt.«

Diese halblaut gesprochenen Worte kamen aus dem Munde eines achtzehn- bis neunzehnjährigen jungen Mannes. Er war dick und dunkelhäutig, hatte krauses Haar und flinke Augen, die dauernd von einem Gegenstand zum andern flogen. Er fügte hinzu:

»Ich bin Ihr Nachbar. Wir sind vier Studenten im Haus. Ich heiÙe Simon Demuth. Und Sie?«

»Joseph Day.«

»Guten Tag, Jo«, sagte Simon Demuth und legte eine runde, feuchte Hand in die groÙe, weiÙe von Joseph Day. »Ich habe Sie vorhin gesehen, als Sie das Tor öffneten. Da die Tür offen war, wollte ich mir mal Ihr Zimmer besehen. Die beiden anderen Studenten sind noch nicht da. Sie werden heute abend oder morgen früh erwartet. Frau Dare hat mit jemandem darüber am Telefon gesprochen.«

Er machte eine Pause, um Luft zu holen. Dann fuhr er fort:

»Ich habe auch gehört, was Sie mit ihr sprachen . . . natürlich ganz unbeabsichtigt. Die Tür war offen. Wissen Sie, Jo, die Frau ist hart wie eine alte Rothaut. An Ihrer Stelle . . .«

Joseph wich unmerklich zurück.

»Kennen Sie Frau Dare?« fragte er.

»Nein. Ich bin heute nachmittag angekommen. Aber ich habe ein ziemlich sicheres Gefühl dafür. Zufällig habe ich auch erfahren, wie alt sie ist. Ihr Geburtstag steht in der dicken Familienbibel, die Sie vielleicht unten auf dem kleinen Tisch gesehen haben. Nein?«

»Nein«, erwiderte Joseph und vergrub seine Hände mit düsterem Gesicht in den Hosentaschen.

Simon sah ihn unruhig an.

»Vielleicht glauben Sie, ich rede zuviel«, sagte er traurig. »Aber ich kann nicht anders, wenn ich mit jemandem zusammen bin, der mir wirklich sympathisch ist. Sie kommen also aus den Bergen, wo man noch Balladen singt. Ich liebe Balladen.«

Joseph machte eine ungeduldige Geste, die auf Simon Demuths rundem Gesicht Unruhe hervorrief.

»Ich falle Ihnen auf die Nerven«, rief er. »Seltsam, allen Menschen falle ich auf die Nerven.«

»Durchaus nicht«, erwiderte Joseph plötzlich entwaffnet.

Simon hüpfte auf der Stelle wie ein Kind.

»Wir werden sicher gute Freunde«, sagte er. »Ich bin nicht von hier. Ich komme aus dem Norden. Ich studiere hier, weil es so romantisch ist. Ganz bestimmt: die kleine, verschlafene Stadt des Südens in ihrem Tal, mit den Häusern mit den weißen Säulen, mit ihrer Tradition und ihren Vorurteilen... Ich kränke Sie doch nicht?«

»Nein, ich bin ja auch nicht von hier.«

»Ja, richtig, das hatte ich vergessen. Finden Sie, daß ich wie jemand aus dem Norden spreche?«

»Ein wenig schon.«

»Ärgerlich. In dieser Gegend liebt man die Leute aus dem Norden nicht besonders. Mein Vater ist Schneider, aber wenn ich mein Examen gemacht habe, werde ich Maler. Sehen Sie mal.«

Er zog ein kleines Skizzenbuch aus der Tasche, öffnete es und zeigte ihm mehrere Seiten. Joseph sah Männer- und Frauenköpfe, eine kleine Landschaft mit Bäumen, die aussahen wie Rauch, und Hände, viele Hände.

»Das ist meine linke Hand«, erläuterte Simon. »Ein Künstler aus New York meinte, ich hätte Talent. Ich werde Ihnen mal von ihm erzählen, wenn wir uns besser kennen. Was halten Sie von meiner Arbeit?«

Joseph runzelte die Brauen und fuhr sich mit einer Bewegung durch die Haare, die aufmerksam beobachtet wurde. Er fand Simon lächerlich, und diese Unterhaltung war ihm peinlich. Er schämte sich für diesen kleinen Mann, der ihm zu lebendig war und dessen Stimme oft eine unerwartete Höhe erreichte.

»Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich, »ich verstehe nicht viel davon.«

In diesem Augenblick rief eine Klingel zum Essen.

Joseph setzte sich auf den Platz, den Simon ihm anwies, als wäre er der Herr des Hauses. Auf dem weißen Tischtuch verließen zwei silberne Leuchter dem kümmerlich ausgestatteten Zimmer, in dem die letzten Strahlen der untergehenden Sonne eine Fußbodenleiste beleuchteten, einen falschen Anschein von Reichtum. Über dem Kamin hing ein Stich in schwarzem Rahmen und betonte die Kahlheit der Wände, deren graue Tapete unter dem Gesims mit langen, kaffeebraunen Flecken bedeckt war.

»Sehr typisch«, sagte Simon und zeigte auf diese Spuren der Feuchtigkeit und dann auf die silbernen Leuchter. »Man stirbt vor Hunger, aber man hängt an den Familienerinnerungen.«

Joseph antwortete nicht. Er hatte den Eindruck, sein Gefährte öffnete nur den Mund, um Meinungen zu äußern, die höchst angreifbar waren oder einen reizten, und er biß sich auf die Lippen bei dem Gedanken, bei allen Mahlzeiten einen so langweiligen Nachbarn zu haben. Aber die Angst, jemanden zu beleidigen, ließ ihn gefällig sein, was er hinterher meist bereute; und dann kam ihm immer wieder der Gedanke, daß die Menschen, die sich in sein Leben mischten, ihm von Gott gesandt wären. An diesem Abend indessen konnte ihm auch Simons Geschwätz nicht die Freude verderben, sich in einer Stadt zu befinden, die er nicht kannte, und er betrachtete nachsichtig das kleine, trostlose Zimmer, das sein Licht nur durch ein schmales Schiebefenster erhielt. Wenn es dunkel war, wurden sicher die roten Kerzen in den Leuchtern angezündet. Und wie ein kleines Kind wünschte er sich, daß es vor dem Nachtschisch noch dunkel würde. Zu Hause wurde in der Küche gegessen. Nur zu Weihnachten wurden Kerzen angezündet, aber die Menschen in den großen Städten hatten ihre eigenen Vorstellungen, die

teils gut, teils schlecht waren. Frau Dare zum Beispiel schminkte sich. Dieser Gedanke verwirrte ihn wieder. »Ich will ihr helfen«, dachte er, »ja, ich will ihr helfen, ihre Seele zu retten.« Von plötzlichem Glaubenseifer gepackt, sah er sich dieser Frau Tränen der Scham, Versprechungen, echte Reue, vielleicht sogar eine öffentliche Beichte ihrer Sünden, wie man das früher tat, entreißen. Welcher Sieg!

Dieses eingebildete Schauspiel fesselte ihn derart, daß er nicht mehr hörte, was sein Nachbar sagte, und als die Tür plötzlich geöffnet wurde, fuhr er zusammen. Im Helldunkel der Dämmerung sah er die Silhouette eines hochgewachsenen jungen Mannes, der das Zimmer betrat und sich an das andere Ende des Tisches setzte, als wollte er zwischen sich und den beiden anderen Gästen einen möglichst großen Raum schaffen. Einige Minuten vergingen, dann stellte eine stark nach Schweiß riechende Negerin einen Teller Suppe vor den Neuangekommenen und zündete die Kerzen an. Auf diesen Augenblick hatte Joseph schon lange gewartet. Zuerst bildeten die kleinen Flammen, die den Docht noch nicht richtig entzündet hatten, in der Dunkelheit nur zwei rote Punkte, die kein Licht spendeten; dann wurden sie plötzlich länger und entfalteteten sich, und die Augen, die Hände auf dem Tisch-tuch, die Wasserkaraffe, die weiße Schürze des Dienstmädchens, alles, worauf das Licht fiel, tauchte aus der Nacht empor.

Es herrschte kurzes Schweigen. Dann äußerte Simon ein paar Platitüden, die sein Künstlertum dartun sollten, während der Unbekannte seine Blicke durch den Raum schweifen ließ, einen Augenblick lang Joseph ansah, dann den Kopf neigte und auf seinen Teller blickte. In seinem Gesicht mit den rosigen Backenknochen bildeten die Brauen zwei lange, schwarze Striche, die aussahen, als wären sie mit Kohle gezeichnet, und auf dem Kopf folgte ein großer, gebogener Lichtreflex

der Form seines dichten und glänzenden Haares. Mehr sah Joseph nicht, denn er ahmte die Zurückhaltung des neuen Gastes nach und richtete seinen Blick auf das Bild über dem Kamin. Er hätte gern etwas Nettes gesagt, aber seine Lippen öffneten sich jedesmal umsonst; denn um sich verständlich zu machen, hätte er seinen Nachbarn zum Schweigen bringen müssen. In seinem tiefsten Inneren hatte Joseph den Wunsch, den Unbekannten merken zu lassen, daß er und Simon nicht befreundet waren, daß sie kein Geheimnis miteinander hatten, wie Simons Flüstern vermuten lassen konnte, und daß sie einander kaum kannten, aber das alles konnte er nicht tun, ohne die Eigenliebe des Schwätzers grausam zu verletzen. »Macht nichts«, sagte er sich, »dann werde ich eben warten. Wenn er aufsteht, gehe ich zu ihm.« In diesem Augenblick fragte ihn eine innere Stimme: »Warum?« Und er war bestürzt und wußte nicht, was er auf eine so einfache Frage antworten sollte. Augenscheinlich legte der Fremde Wert darauf, in Ruhe gelassen zu werden: er aß schnell, ohne den Kopf zu heben, und hatte es eilig, fertig zu werden und diesen Raum zu verlassen. Er hatte kaum den Nachtschirm heruntergeschlungen, als er sich erhob, ein wenig lächelte, was ebensogut Simon wie Joseph gelten konnte, und das Zimmer verließ. Seine Schritte hallten durch das Vorzimmer und dann über die Veranda, deren Gittertür sich mit dem Geräusch einer Schußwaffe hinter ihm schloß.

Simon beantwortete jetzt eine Frage, die Joseph schon lange gern gestellt hätte:

»Er kommt aus Süd-Karolina. Ich glaube, er heißt Bruce Praileau. Er ist im zweiten Jahr hier. Ich weiß noch nicht, wo er wohnt, aber das werde ich schon noch erfahren. Jedenfalls hat er mit Frau Dare ein Abkommen getroffen, daß er hier essen kann. Macht einen aufgeblasenen Eindruck, was?«

Joseph zögerte mit der Antwort.

»Finde ich nicht«, sagte er schließlich. Dann stand er auf und ging in das Vorzimmer. Simon eilte hinter ihm her.

»Wollen wir nicht etwas spazierengehen, Jo? Der Mondschein auf dem Rasen vor der Universität ist wunderbar.«

Aber Joseph hatte keine Lust, mit Simon im Mondschein spazierenzugehen, und er suchte nach einer Entschuldigung, die Simons Empfindlichkeit schonte; denn schon senkten sich die Mundwinkel in dem enttäuschten Gesicht.

»Ich muß an meine Mutter schreiben. Ich habe es versprochen.«

Als er in seinem Zimmer allein war, dachte er: »Du hast gesagt, du würdest schreiben; nun tu es auch.« So setzte er sich denn an den Tisch, überlegte einen Augenblick und begann einen Brief. Seine Hand schrieb ohne Hast Zeilen von vollkommener Regelmäßigkeit. Er berichtete über alles, die Reise, die Unterhaltung mit Frau Dare, deren rotgeschminktes Gesicht er beschrieb, dann die Unterhaltung mit Simon und das Abendessen. Sollte er auch von Bruce Praileau erzählen? Er wußte nicht recht. Das interessierte sie doch sicher nicht. Aber es gehörte nun einmal zu seinem Tag wie alles andere, und es machte ihm Freude, im letzten Absatz seines Briefes diesen seltsam klingenden Namen zu schreiben.

Als er den Brief beendet hatte, öffnete er die Bibel und, den Kopf in die Hände gestützt, las er ein paar Seiten mit leidenschaftlichem Eifer. Eine halbe Stunde später machte er das Licht aus. Dann erst zog er sich aus, um zu Bett zu gehn.

Die nächsten zwei oder drei Tage vergingen in verhältnismäßiger Ruhe. Jeder Student mußte die Vorlesungen angeben, die er hören wollte, und sich einschreiben lassen, aber von Arbeit war noch keine Rede. Schon am Tag nach seiner Ankunft erfuhr Joseph den Namen des Professors, der ihm, wie es an der Universität üblich war, als Mentor dienen sollte. Am gleichen Tage noch suchte er den Professor auf. Herr Tuck, Professor für Mathematik, empfing ihn in einem kleinen Arbeitszimmer, dessen Fenster von schweren Trauben gelber Glycinen umgeben war, durch das man eine bewaldete Hügelkette sah, deren Gipfel sich gegen den Himmel als langer, graublauer Strich abzeichneten. Joseph sah einen dicken, jovialen Mann mit unkomplizierten Umgangsformen auf einem Drehstuhl sitzen, den er mit plötzlicher Geschwindigkeit bald nach dieser, bald nach jener Seite wandte, als wollte er auf diese Weise die Langsamkeit vergessen lassen, zu der seine Fettleibigkeit ihn verdammt.

»Nehmen Sie Platz, Herr Day«, sagte er. »Ich habe den Bericht Ihrer Schule gelesen. Mathematik liegt Ihnen wohl nicht? Um so schlimmer für mich. Aber trotzdem werden wir uns schon vertragen. Ich sehe, daß Sie sich für Griechisch entschieden haben. Sie interessiert wohl vor allem das Altertum?«

Joseph errötete.

»Ich will das Neue Testament im Urtext lesen«, sagte er mit der Energie eines Glaubensbekenners vor einem römischen Präfekten.

»Ausgezeichnet«, erwiderte Herr Tuck und beschrieb einen Viertelkreis, so daß er dem Fenster gegenüber saß. Er tat so, als betrachtete er die Landschaft, um Joseph Gelegenheit zu geben, seine natürliche Farbe wiederzuerlangen. »Aber Sie wissen doch wohl, daß das Neue Testament dem Unterricht im

Griechischen nicht mehr zugrundegelegt wird? Schon im zweiten Semester werden Sie sich mit Xenophon herumschlagen, und dann kommt in den folgenden Semestern die Ilias. Wenn Sie durchhalten, werden Sie dann im dritten Jahr zwei Dialoge Platons lesen. Wenn ich richtig verstanden habe, wollen Sie auch alte Geschichte belegen?»

»Ja.«

»Griechisch, alte Geschichte, amerikanische Geschichte, englische Literatur und Bibelliteratur. Das wäre es wohl?»

Der junge Mann nickte zustimmend. Er konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, so sehr gefiel ihm die Freundlichkeit des andern, denn er hatte mit einer majestätischen Strenge und düsteren Verachtung gerechnet, und nun sprach man mit ihm wie mit einem Freund. Er bereute jetzt seine Worte über das Neue Testament, die ihm plötzlich sehr anmaßend vorkamen, aber solche Äußerungen entschlüpften ihm unwillkürlich, als würde er von einer inneren Kraft dazu getrieben. Herr Tuck fand ihn vielleicht naiv.

Nach ein paar Minuten verabschiedete sich Joseph.

Draußen überflutete die Sonne die großen, von Bäumen gesäumten Rasenflächen. Studenten gingen ohne jede Eile vorbei, mit einer ganz besonderen Nonchalance, die der junge Mann nachzumachen versuchte, denn alles schien ihm gut und richtig in der Universitätsstadt, und er wollte sein wie die anderen, wollte denen gleichen, die er für sich als die »anderen« bezeichnete. Die Studenten riefen einander zu, wechselten ein paar Scherzworte. Das konnte er nicht, wagte es nicht, aber er hatte für mehrere Unbekannte ein Lächeln. Man betrachtete ihn voller Staunen. Vielleicht waren seine Gesichtsfarbe und sein Haar daran schuld. In seiner Heimat fiel er niemandem auf, aber schon in der Eisenbahn hatten Männer und Frauen ihn betrachtet, und hier las er in fast allen Augen diesen seltsamen